

Thomas Scharf-Wrede

Das 20. Jahrhundert in 20 Minuten

Ganz herzlich möchte ich Ihnen gratulieren: zum 100. Geburtstag Ihrer Kirche/ Ihrer Gemeinde, deren feierliche Konsekration durch Bischof Adolf Bertram ja nach noch nicht einmal einjähriger Bauzeit am 28. September 1913 erfolgt ist, nur drei Jahre nach dem ersten nachreformatorischen katholischen Gottesdienst in Seelze überhaupt. An diese 100 Jahre erinnern Sie in diesem Jahr durch verschiedene Veranstaltungen – nicht zuletzt durch diese schöne Ausstellung im Heimatmuseum Seelze, in der die Geschichte Ihrer Gemeinde so ungemein anschaulich wird und die auch die „Verwobenheit“ der Hl. Dreifaltigkeit-Gemeinde mit der Stadt Seelze aufscheint. Die Mitglieder der Kirchengemeinde Hl. Geist waren und sind eben auch Bürgerinnen und Bürger von Seelze...

Im Folgenden soll es nun nicht um „Ihre“ Geschichte gehen, um das Katholisch-Sein in Seelze – vielmehr möchte ich Sie mitnehmen auf eine kleine Reise in die Geschichte des Bistums Hildesheim in den letzten 100 Jahren – also in die „größere Gemeinde“, der auch Sie als Katholiken hier in Seelze angehören. Und vielleicht, nein: hoffentlich erkennen Sie ja das eine oder andere aus Ihrer eigenen Geschichte wieder.

Meine/ unsere kleine Zeitreise möchte ich gerne in fünf Zeitschritten antreten, wobei ich mich – 20 Minuten (plus ein kleines bisschen mehr...) sind ja nun wahrlich nicht viel – auf mehr oder weniger kommentierte „Stichworte“ beschränken muss.¹

1. Von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg

Für dieses Zeitsegment sei Bischof Adolf Bertram in den Blick genommen: in der kirchlichen Verwaltung, im Kirchenrecht und in der Bistumsgeschichte ausgesprochen beschlagen, wurde dieser 1906 Bischof von Hildesheim – ohne vorher jemals in irgendeiner Gemeinde Kaplan oder gar Pfarrer gewesen zu sein; ein seelsorgliches „Greenhorn“. Und dennoch hat er gerade im seelsorglich-gemeindlichen Bereich erhebliche Spuren hinterlassen: indem er

¹ Vortrag anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „100 Jahre Hl. Dreifaltigkeit Seelze“ am 7. April 2013. Im Rahmen dieser Veranstaltung waren natürlich lediglich stichwortartige Ausführungen möglich, für „ein wenig mehr“ sei verwiesen auf: Thomas Scharf-Wrede, Das Bistum Hildesheim im 20. Jahrhundert, Straßburg 2001 (Kleine Hildesheimer Bistumsgeschichte, 5).

u.a. regelmäßige Dekanatskonferenzen einführte, auf denen die Pfarrgeistlichen eines Dekanats die Dinge des kirchlichen Alltags miteinander besprachen, von den Schwierigkeiten des Katechismusunterrichts in den Grundschulen über die immer stärker ansteigende Zahl von konfessionell verschiedenen Ehen und die mangelnde Disziplin hinsichtlich der Osterkommunion bis hin zur Frage der Finanzierung einer notwendigen Kirchenrenovation.

Von erheblicher Relevanz waren auch seine (erfolgreichen) Bemühungen um die Verbesserung der Möglichkeiten der katholischen Kirche im Herzogtum Braunschweig, wo noch um 1900 jede katholische Taufe durch einen staatlicherseits nicht approbierten Geistlichen mit einer Geldstrafe belegt und die Genehmigung eines Kirchbaues durchaus auch schon einmal 17 Jahre dauern konnte... Im Übrigen: den hier eingeschlagenen Verfahrensweg, politische Fragen unbedingt in direkten Gesprächen mit der zuständigen Regierung klären zu wollen, hat Adolf Bertram auch nach seinem Wechsel auf den Breslauer Bischofsstuhl nicht aufgegeben – noch nicht einmal nach 1933; „laute Worte“ waren nicht sein Ding, wenn ich das einmal so salopp sagen darf.

Den von seinen Amtsvorgängern Wedekin und Sommerwerck begonnen Weg eines moderaten Ausbaues des kirchlichen „Versorgungsnetzes“ in der Diaspora hat Bischof Bertram fortgesetzt: „Jene Gegenden“, so schrieb er einmal in einem Hirtenbrief, „die früher gar keine Katholiken kannten, sind jetzt durchsetzt von zahllosen Gruppen katholischer Erwerbstätiger. Man mag die Lüneburger Heide und das Braunschweiger Land, Sachsen, Hessen und die mitteldeutschen Kleinstaaten durchreisen, wohin man will, überall Diasporanot in schreiendem Maß. Woher das? Die Industrie, die Fabriken, die Bergwerke, die Landwirtschaft und der Handel wirbeln die Angehörigen der Konfessionen durcheinander. Kaum setze ich einen Priester in eine sogenannte ‘verlorene’ Gegend, und kaum radelt er Dutzende von Ortschaften ab, so melden sich schon Hunderte katholischer Arbeiter und zahlreiche Familien, deren Kinder mit 13, 14 Jahren noch nie eine hl. Messe gesehen haben. Man sagt, die hätten da nicht hinziehen sollen. Das ist richtig, aber es gibt auch im wirtschaftlichen Leben eine Art stärkere, höhere Macht, die wir nicht ausschalten können. Und lehnt etwa ein Arzt die Hilfe einem Hilfsbedürftigen deshalb ab, weil der sich der Gefahr nicht hätte aussetzen dürfen?“

Ich denke, diese Worte sprechen für sich – sie charakterisieren das Amtsverständnis (und das Kirchenverständnis) von Adolf Bertram: Kirche kann/ Kirche muss sich auf die

Veränderungen der Zeit einlassen und nach tragfähigen, glaubwürdigen Antworten suchen; wobei er den Diözesen immer wieder zu einem individuellen Zeugnis aufforderte: „Wodurch wirken denn Eltern am tiefsten ein auf das Innenleben der Kinder? Nicht durch viele Mahnreden und Strafreden. Die erzeugen nur Überdruß. Selbst die Übungen der Religion, wenn sie nur gewohnheitsmäßig verrichtet werden, haben nicht entscheidenden Einfluss. Das Ausschlaggebende ist der Charakter und das von Opfersinn durchglühte Beispiel der Eltern und anderen Erwachsenen“, so in einem Hirtenbrief...

2. Das Bistum Hildesheim in der Weimarer Republik

In die Weimarer Zeit fällt eine grundlegende Neuorientierung der katholischen Kirche; keineswegs nur im Bistum Hildesheim. Bislang waren die Vereine – vom Jungfrauen- und Jungmännerverein über den Mütterverein, die Vinzenzkonferenz, den Cäcilienverein, den Borromäusverein, den Gesellenverein, den Arbeiterverein bis hin zum Volksverein – die „kirchliche Heimat“ der Katholiken gewesen; 1918 gab es allein in der Stadt Hannover 102 katholische Vereine. Doch jetzt gewannen die Pfarrgemeinden zunehmend an Gewicht, was Konrad Algermissen – einer der Vordenker der Hildesheimer Diözesanentwicklung – in einem Beitrag für die (katholische) „Hannoversche Volkszeitung“ Anfang 1929 einmal so formuliert hat: „Die Pfarrgemeinde muss wieder überall Pfarrfamilie werden. Alle Glieder der Pfarrei sollen sich als Gotteskinder einer Gottesgemeinde fühlen. ... Die moderne Großstadt ist kein naturgewachsenes Gebilde menschlicher Gemeinschaft. Sie ist das Ergebnis der individualistisch-kapitalistischen Wirtschaft der Neuzeit. Nicht der Geist der Gemeinschaft, sondern der Kampf ums Dasein hat diese Menschenmassen zusammengefügt. Eine große, eine entscheidungsvolle Aufgabe steht da vor uns. Diese Aufgabe heißt: Pfarrfamilie auf Grund der kleineren Pfarrgemeinde. Wo immer es möglich ist, wo kirchlich ein Neues zu schaffen ist, da sollte das Ziel sein: nicht die Riesenpfarrei, sondern die kleinere, lebendigere Gemeinde, nicht das große majestätische Gotteshaus, sondern die künstlerisch schöne, kleinere, aber warme Kirche. ... Noch einsamer als der Katholik der Großstadt steht der Katholik in der Diaspora da. Was nützen ihm majestätische Kirchen, die er erst nach stundenlangen Wegen und schweren Mühen erreichen kann. Er bedarf ganz besonders jener Kraft und Stütze, die die Bindung mit Glaubensbrüdern in der familienhaften Gemeinschaft der Pfarrgemeinde bietet. Deshalb muss gerade für die

Diaspora die Losung heißen: viele kleine Kirchen und viele einzelne Seelsorgestellen.“

Man geht sicherlich nicht fehl, wenn man feststellt: was Konrad Algermissen hier – 1929 – gesagt und auf den Diözesansynoden von 1937 und 1948 weiter vertieft hat, wurde für Jahrzehnte zum Leitbild des Bistums Hildesheim. „Kleine Kirchen“ und „viele einzelne Seelsorgestellen“: Bischof Joseph Godehard Machens (1934-1956) und Bischof Heinrich Maria Janssen (1957-1982) haben dieses Programm umgesetzt.

Wenn wir auf die Geschichte unseres Bistums in der Zeit zwischen 1918 und 1933 schauen, können wir den Deutschen Katholikentag 1924 in Hannover natürlich nicht außen vor lassen – der erste Katholikentag in der Diaspora überhaupt; und übrigens auch der erste, auf dem es ein eigenes Veranstaltungsangebot für Frauen gab. „Höret die Kirche. Die Sendung der Kirche an die Nöte, Fragen, Aufgaben der Gegenwart“, so sein Motto. Und in der Tat ging es um weit mehr als den natürlich sattsam beklagten „schleichenden Exodus aus der Kirche“, wenn etwa ein führender katholischer Gewerkschaftsfunktionär ausführte: „Keinesfalls dürfen wir uns verleiten lassen, unter dem Vorwand der wirtschaftlichen Notwendigkeiten in dem schweren wirtschaftlichen Ringen der Gegenwart einseitig alle Lasten auf die Schultern des arbeitenden Standes zu legen. Das Interesse des Privatbesitzes muss seine Grenzen finden am Wohl des Gesamtvolkes. Die Versöhnung von Kapital und Arbeit kann nur der Geist des Christentums bringen, der beiden Elementen unter dem ewigen Sittengesetz die entsprechende Geltung zuweist.“ Oder wenn es auf einer Veranstaltung des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ um „intersoziale Toleranz“ und den richtigen Weg der Auseinandersetzung mit Andersdenkenden ging – es ging, salopp gesagt, „ums Eingemachte“, um den Standpunkt resp. den Weg der Kirche in der Zeit.

Wie dieser Weg konkret gestaltet wurde, das könnte uns ein Blick auf das Wirken von Pfarrer Wilhelm Maxen in Hannover St. Marien verdeutlichen, der m.E. durchaus in einer Reihe mit dem Berliner „Großstadtpostel“ Carl Sonnenschein zu betrachten ist – doch die Zeit verbietet uns dies leider; wobei ich doch wenigstens erwähnen möchte, dass er sich auch erheblich in der „Mittellandkanal-Seelsorge“, die ja auch für Seelze von erheblicher Relevanz war, engagiert hat.

3. Das Bistum Hildesheim im Nationalsozialismus

Ein weites Feld... Bischof Joseph Godehard Machens (1934-1956) gehörte nach anfänglichen Schwierigkeiten bezüglich der „Einordnung“ des Nationalsozialismus rasch zu einem entschiedenen Gegner des Systems und äußerte sich nicht selten in ausgesprochen deutlicher Weise. So sagte er etwa 1937 auf der Aachener Heiltumsfahrt: „Niemals dürfen die Bischöfe schweigen, wenn die ihnen anvertrauten Gläubigen in Gefahr sind, in ihrem Glauben an die Kirche, an Christus oder gar an den persönlichen, geistlichen Gott erschüttert zu werden.“ Und noch im selben Jahr, kurz nach Erscheinen der Enzyklika „Mit brennender Sorge“: „Wie steht es denn mit der Bekenntnisfreiheit? ... Ihr selbst beobachtet täglich, wie sich der kirchenfeindliche und antichristliche Geist in der Öffentlichkeit breitmacht. Durch Bild und Karikatur, Plakat und Broschüre und tausend andere Mittel dringt er auf die deutsche Seele ein und sucht das öffentliche und das private Leben völlig zu durchdringen. In diesem Geist predigt man dem deutschen Volke immerfort, die christliche Lehre von Offenbarung, Gnade, Erlösung, Himmel und Hölle sei von ‚Pfaffenhirnen‘ erfunden, sie sei für das deutsche Volk ganz überflüssig und gar schädlich. ... Es kennzeichnet nur die wahre Lage, wenn ich feststelle: der gläubige Katholik steht in Deutschland unter Ausnahmerecht. Er muss Spott und Hohn, Unfreiheit und Bedrängnis für seinen Glauben dulden, ohne sich verteidigen zu können.“

Einige wenige Worte auch noch zur Situation der katholischen Kirche im Raum Salzgitter-Wolfsburg: Es war ein ausdrücklicher Befehl Adolf Hitlers, hier – bei den „Reichswerken Hermann Göring AG“ – keine katholische Kirche zu errichten, hier sollte das „neue Deutschland“ verwirklicht werden; gegen die natürlich zahlreichen Einwendungen des Bischofs, der Priester und der Gläubigen. Pfarrer Johannes Wosnitza, von Anfang an in der Region und nach 1945 einer der „Väter“ des kräftigen kirchlichen Aufschwungs, schrieb dazu in seinen Erinnerungen u.a.: „Keine Gemeinde in der Stadt Watenstedt-Salzgitter wurde in religiöser Hinsicht so bedrängt wie der Ortsteil Gebhardshagen. Als Ostern 1941 der erste Seelsorger vom Bischof hierher geschickt wurde, hatte der damalige Ortsgruppenleiter alles versucht, um dessen Aufnahme zu verhindern. Gottesdienst durfte nicht abgehalten werden. Vom Landrat des Kreises Wolfenbüttel lag ein diesbezügliches Verbot vor. Ein öffentlicher Raum konnte nicht zur Verfügung gestellt werden. Alles Bemühen, einen solchen zu mieten oder herzurichten, wurde von der Gestapo hintertrieben. Das erste

Projekt war, in einer Scheune einen notdürftigen Raum einzurichten. Die Gestapo gab zur Antwort, nach dem Vierjahresplan darf für derartige nichtkriegswichtige Zwecke kein Baumaterial bewilligt werden. Eine alte, vom Erzbergbau Salzgitter geschenkte Baracke wurde beschlagnahmt. Einem Bauern wurde verboten, ein kleines Grundstück zum Aufstellen der Baracke zu verpachten. Nicht einmal für Erstkommunionfeiern wurde von der Gestapo die Erlaubnis gegeben. 1941 und 1942 mussten diese in Salzgitter gehalten werden. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Pastor, der die Kommunionkinder fotografiert hatte, um mit den Bildern Vätern und Angehörigen der Kommunionkinder an der Front eine Freude zu machen, Foto-Apparat und sämtliches Fotomaterial beschlagnahmt. Im Sommer 1942 wurden Mengen religiöser Kleinschriften, Bildchen und Liederbücher beschlagnahmt. Begründung: nach einem Gesetz von 1876 müsse jede Kleinschrift mit Druckdatum versehen sein.“

Ich finde: ein sehr eindrücklicher Beleg der intensiven Verfolgung der katholischen Kirche durch den Nationalsozialismus. Dass auch diverse Geistliche und Laien ganz konkret drangsaliert und verfolgt wurden, ist Ihnen allen bekannt. Ich erinnere nur an Generalvikar Dr. Otto Seelmeyer, der 1935 wegen angeblicher Devisenvergehen zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt wurde und an Pfarrer Christoph Hackethal (Bad Harzburg-Bündheim), der 1942 im KZ Dachau ums Leben gekommen ist. Ja, und natürlich erinnere ich an Pfarrer Joseph Müller (Groß Dungen), der 1943 wegen eines angeblich dafätistischen Witzes verhaftet, im Juli 1944 vom Berliner Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 11. September desselben Jahres in Plötzensee hingerichtet wurde.

4. Das Bistum Hildesheim im Zeichen des Wiederaufbaues

Einige Stichworte zur Situation/ Entwicklung unseres Bistums von 1945 bis 1956/ 60, in der – zugegeben etwas verkürzt – vor allem zwei Aufgaben zu bewältigen waren: nämlich a) die Integration von sage und schreibe über 400.000 neu aus dem Osten hierhergekommenen Katholiken, durch welche die Gesamtzahl der Hildesheimer Diözesanen bis ins Jahr 1950 auf 670.000 anstieg und b) der Wiederaufbau des völlig zerstörten Hildesheimer Doms sowie zahlreicher Pfarrkirchen im gesamten Bistum und natürlich der Neubau einer bis dahin schier unvorstellbar großen Zahl von Kirchen, Gemeindezentren, Kindergärten etc.; über 300 größere Bauprojekte lassen sich bis zum Ende der Amtszeit von Bischof Heinrich Maria Janssen nachweisen...

Gerade über die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen ließe sich natürlich lange nachsinnen... Längst nicht überall waren sie willkommen – längst nicht überall wurden sie wirklich heimisch, konnten sie ihre traditionelle Religiösität mit den hiesigen „Gewohnheiten“ in Einklang bringen – sei es das kirchliche Liedgut, sei es das Verständnis von der Mitarbeit der Laien in der Gemeinde, um nur zwei Beispiele zu nennen. Aber irgendwie „rappelte“ man sich dann doch eigentlich immer wieder zusammen – ohne dass dabei allerdings der Hildesheimer Bischof in irgendeiner Weise wirklich gestaltend oder moderierend tätig geworden wäre... Das Bistum Hildesheim: es bekam nach 1945 sein „neues Gesicht“ von unten her, aus den Gemeinden – die Bistumsleitung und -verwaltung spielte eine nur nachgeordnete Rolle; was übrigens nichts Neues war: auch vor 1933 waren die Gemeinden im Wesentlichen autonom, bis hin zu baulichen Aktivitäten über die entsprechenden Hildesheimer Stellungnahmen/ Genehmigungen hinaus...

Eine wesentliche Rolle spielte für das „Neuwerden“ des Bistums Hildesheim kam der katholischen Jugend zu, für die ab Juli 1947 der Wohldenberg zur zentralen „Anlaufstelle“ wurde. Unzählige Jugendliche haben hier „aufgetankt“ und unzählige Jugendliche sind hier religiös-kirchlich geprägt worden; auch durch geradezu charismatische Diözesanjugendseelsorger wie den späteren Weihbischof Heinrich Pachowiak.

5. Aufbruch und Veränderung

Dass es mit dem Bistum Hildesheim bzw. im Bistum Hildesheim ab Ende der 1950er Jahre – also im beginnenden westdeutschen Wirtschaftswunder – wirklich „aufwärts“ ging, ist untrennbar mit einem Namen verbunden: Heinrich Maria Janssen, 1957 bis 1982 Bischof von Hildesheim. Er war so ganz anders als sein Vorgänger – kommunikativ und offen, ideenreich und freundlich. So schrieb er etwas bereits in seiner ersten Amtswoche als Bischof von Hildesheim einen mehrseitigen Brief an die niedersächsische Landesregierung, in dem er sie u.a. zum – unter Bischof Machens abgebrochenen – Dialog über die Schulfrage einlud und besuchte auch umgehend das VW-Werk in Wolfsburg sowie die Stahlwerke in Salzgitter, kurzum: kümmerte sich von Anfang an um die Dinge, die des Sich-Kümmerns bedurften. Getragen von einer tiefen persönlichen Frömmigkeit, in der die Marienverehrung eine besondere Rolle spielte, öffnete er die Kirche für die Zeit bzw. die Zukunft: so ließ er etwa den Lettner im fast fertiggestellten Dom wieder entfernen – weil er keine Trennung

zwischen „Klerikerkirche“ und „Kirchenvolk“ wollte, wie er auch bei der Führung der Bischöflichen Insignien doch eine deutliche Bescheidenheit an den Tag legte.

Die Neuweihe des Hildesheimer Domes 1960 – also im Jubiläumsjahr der heiligen Bischöfe Bernward und Godehard – war ein erster Höhepunkt des 25-jährigen Episkopats von Bischof Janssen. Unzählige Wallfahrten aus dem ganzen Bistum führten in diesem Jahr nach Hildesheim: Bischof Janssen wollte Flüchtlinge/ Vertriebene und „Alt-Diözesane“ näher zueinander bringen – und er wollte den Dom zur wirklichen Hauptkirche des Bistums machen; ersteres kann man wohl als gelungen bezeichnen, bezüglich des Domes als „Hauptkirche des Bistums“ sehe ich noch ein wenig „Luft nach oben“.

Zweiter Höhepunkt des Episkopats von Bischof Janssen war sicherlich der Deutsche Katholikentag 1962 in – wie schon 1924 – Hannover, auf dem nicht nur engagiert über die Situation der Kirche in der Diaspora gesprochen wurde und es ein viel beachtetes Schuld- bzw. Verantwortungsbekenntnis des Hildesheimer Weihbischofs Pachowiak zur Rolle der katholischen Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus gab, sondern in dessen Umfeld es auch zu einem intensiven Gedankenaustausch zwischen dem Päpstlichen Ökumenebeauftragten Kardinal Bea und dem Hannoverschen Landesbischof Lilje kam; es waren die bis dahin höchstrangigen Gespräche zwischen der römisch-katholischen und evangelisch-lutherischen Kirche überhaupt – was wir uns bei unserer (berechtigten) kontinuierlichen Ungeduld in Sachen Ökumene auch heute sicherlich immer wieder einmal in Erinnerung rufen sollten.

Seine Fortsetzung fand dieses Sich-Öffnen der Kirche im kurz danach eröffneten Zweiten Vatikanischen Konzil, an dem Bischof Janssen und Weihbischof Pachowiak natürlich teilnahmen – und von dem Sie den Diözesanen in „kleinen Häppchen“ über wöchentliche Artikel in der Kirchenzeitung sowie Besuche in letztlich allen (!) Gemeinden des Bistums berichteten. Was die Bischöfe der Weltkirche in Rom diskutierten und verabschiedeten: es wurde ins Bistum Hildesheim „übersetzt“; und zwar ausgesprochen klar und verständlich, wenn ich etwa an Bischof Janssens Artikel aus Oktober 1964 über die Einbindung der konziliaren Aussagen über die Gottesmutter Maria in die Dogmatische Konstitution über die Kirche denke...

Insofern ist es sicherlich auch nicht überraschend, dass 1968/ 69 in unserem Bistum eine Diözesansynode stattfand: die erste Synode im deutschsprachigen Raum nach dem Konzil –

und die erste überhaupt, an der Laien – auch Frauen (!) – als stimmberechtigte Teilnehmer dabei waren. Ihr Grundcharakter: eine offene Situationsanalyse, weswegen es denn auch z.B. hieß: „Die Entwicklung der letzten Jahre innerhalb und außerhalb der Kirche hat zu einer Glaubenskrise geführt, was nicht ohne Folgen für die Verkündigung, besonders die Predigt blieb.... Alte Schemata und Formeln einer unverständlich gewordenen Theologensprache, Vorbeireden an der religiösen Situation des Hörers, der die Kirche als ‚unmodern‘ empfindet, unfähig, auf seine Nöte und Fragen zu antworten. Die Folge sind oft resignierender Rückzug aus dem kirchlichen Leben, Gleichgültigkeit oder Abfall. Dieser lautlose Emigrationsprozess ist ein Alarmsignal. ...“

Wenigstens genannt werden muss an dieser Stelle natürlich auch das Niedersachsenkonkordat, das 1965 abgeschlossen wurde und dem Bistum Hildesheim (wie den anderen Bistümern in Niedersachsen) endlich die lang ersehnte Rechtssicherheit bot und entsprechende Planungsmöglichkeiten eröffnete; Stichwort: Schulfrage, Dotation, Eigentumsrechte an Gebäuden wie dem Dom und den übrigen Gebäuden am Domhof.

Ja, und natürlich muss ich auch den so intensiven Kirchenbau der 1960/ 70er Jahre kurz nennen, mehr ist jetzt nicht mehr möglich: über 300 Neu- und essentielle Umbauten allein von Kirchen... Schauen wir nur auf das Dekanat Bremen-Nord: Blumenthal (1960), Lilienthal (1961), Lesum (1963), Aumund (1966), Worpswede (1966), Osterholz-Scharmbeck (1968), Schwanewede (1971) und Burgdamm (1972) wären hier als neue Kirchenbauprojekte zu nennen – oder denken wir an die Stadt Braunschweig, in der nach der neuen katholischen Hauptkirche St. Aegiden (Bauzeit 1945-1959) zehn weitere Kirche errichtet wurden – oder an die Stadt Wolfsburg, über das wir vorhin schon kurz gesprochen haben, wo nach St. Christophorus (1950) bis 1982 noch dreizehn weitere Kirchen entstanden; übrigens ohne dass die Zahl der Katholiken vor Ort in diesen Jahren wirklich zugenommen hätte...

Ich könnte Ihnen jetzt noch eine Menge mehr über die Entwicklung/ die Geschichte unseres Bistums gerade in den Jahren 1960-1980 erzählen – will und muss aber im Blick auf die nun doch schon leicht überschrittene „Zielzeit“ hier abbrechen. Es wird hoffentlich deutlich geworden sein: die Geschichte des Bistums Hildesheim im 20. Jahrhundert war und ist spannend – und so manches, was sich in dieser Zeit ereignet hat, bewegt/ beschäftigt uns noch heute...